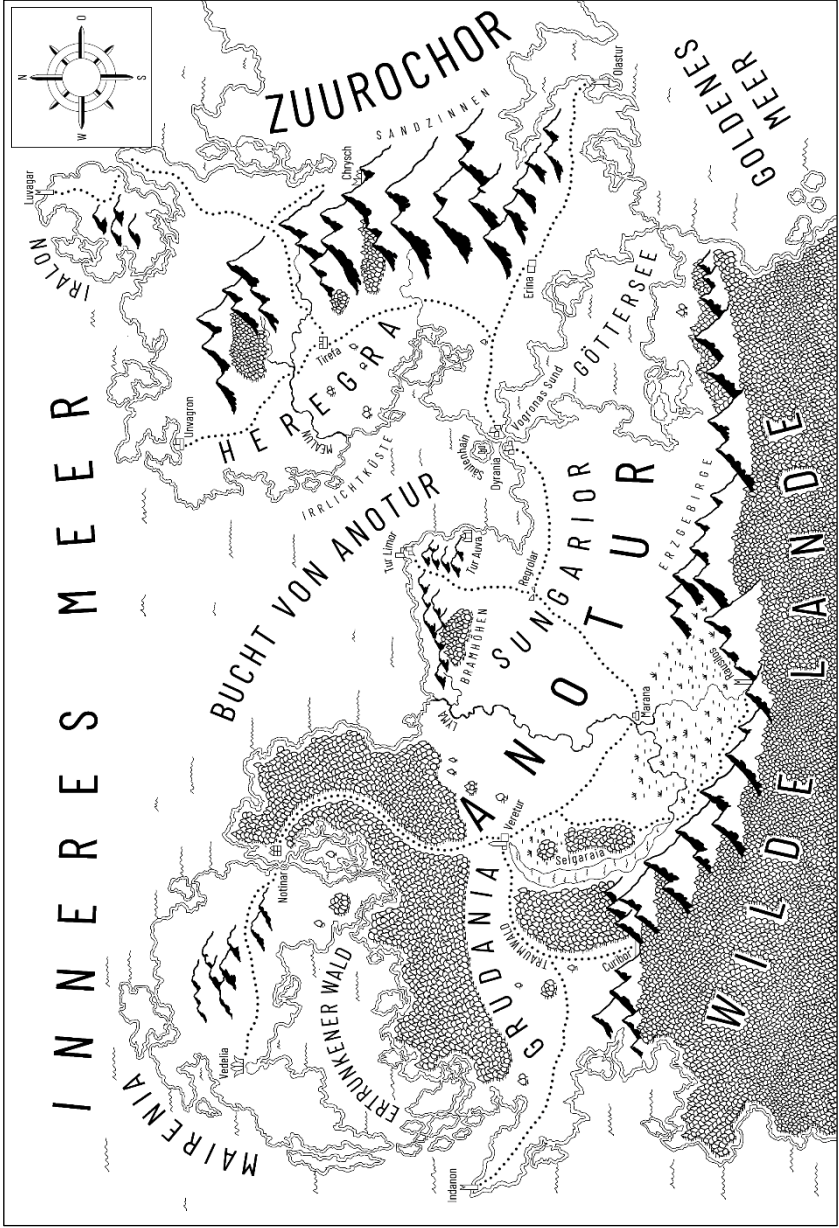


DIE WİNDE DES SCHICKSALS

Das
Schwert
der **Vorväter**

von

Martin Krois



Die Winde des Schicksals:

Teil I: Der Weiße Schatten

Teil II: Der Eid des Verräters

Teil III: Das Lied der Dämmerung

Teil IV: Das Schwert der Vorväter

Teil V: Das Licht der Hoffnung

Teil VI: Das Herz der Finsternis

© 2025 Martin Krois

www.valeno.at

1. überarbeitete Auflage

Umschlaggestaltung: Martin Krois

Korrektorat: Sandra Hochfellner

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99152-418-2 (Paperback)

978-3-99152-416-8 (Hardcover)

978-3-99152-417-5 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhalt

Stürme und Teufel.....	7
Der Reiz des Blutes.....	31
Ein geschändetes Land	62
Die Totenbeschwörer	84
Die Suche nach der Meisterin	106
Das Tal der Schatten.....	129
Eine Prinzessin in der Wildnis.....	154
Der Drachenigel.....	183
Das eigene Schicksal.....	207
Heimat.....	230
Der Pfeil der Vorsehung	255
Das Schwert der Vorväter	283
Die Nacht des Lichtes	306
Kein Entkommen.....	330
Die Schwertschwestern.....	357
Die Befreiung der Meerlinge.....	385
Die Suche nach der Ruhe.....	414
Treffen in Veretur	437
Die Ritter des Regenbogens	460
Bruderkampf	488
Der siebente König	516
Gehaltene Versprechen.....	540
Verräter und Verbündete	566
Die Große Verführerin.....	590
Epilog	614

Stürme und Teufel

Ein gewaltiger Sturm tobte über dem Meer. Wie ein Ungeheuer hatte sich die See erhoben, um mit Reißzähnen und Klauen aus Gischt alles zunichtezumachen, was sich ihr in den Weg stellte. In einer Schlacht der Urgewalten warfen sich haushohe Wellen gegeneinander und vermischten sich mit dem Regen, der sich vom Wind aufgepeitscht mal als Schauer nadelfeiner, eiskalter Geschosse, mal als mächtiger Schwall über den Fluten ergoss. Pechschwarze Wolken verhüllten den winterlichen Himmel und machten den Tag zur Nacht. Immer wieder erhellten breit gefächerte Blitze den Rand der Welt.

Inmitten dieses furchtbaren Sturmes trieb ein einzelnes Schiff dahin. Woge um Woge schwappte das schäumende Meer über das schwankende Deck, während der Sturm hartnäckig am hochaufragenden Mast zerzte. Seeleute eilten scheinbar ziellos umher, während der Schiffsführer mit seiner kräftigen Stimme gegen das Tosen des Windes anbrüllte. Sein ergrautes Haar flatterte im Wind, als ein Blitz für einen Augenblick sein von Falten zerfurchtes Gesicht erhellte. Die Hände fest am Steuerrad wirkte er wie ein Krieger in der Schlacht – unerschütterlich und zu allem entschlossen. Doch selbst er hatte bei all seiner Erfahrung schwer mit diesem Jahrhundertsturm zu kämpfen.

Eine einzige Gestalt blieb von den Ausgeburten des Unwetters unberührt, ja, sie schien das wilde Schaukeln des Schiffes und den prasselnden Regen nicht einmal wahrzunehmen. Vorne am Bug stand ein einsamer Mann, reglos wie ein steinernes Standbild. Er war recht groß und schlank. Dunkles Haar umwehte sein von einem ungepflegten Bart bedecktes, ernstes Gesicht. Seine Augen waren ebenso grau wie das aufgewühlte

Meer, das unter ihm mit aller Kraft gegen die Seiten des Schiffes schlug.

Während die Menschen um ihn herum verzweifelt gegen den Sturm ankämpften, starrte der Mann unbewegt in die dunklen Fluten. Er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, die schwere Kapuze seines Mantels überzuwerfen. Wie er so dastand, wirkte er unbezwingbar, unverwundbar, als könne ihn nichts erschüttern.

Doch der Eindruck hätte stärker nicht täuschen können. Hinter dem strengen Gesicht verbarg sich tiefe Verzweiflung. Ohnmacht – das Wissen, dass etwas geschehen war, das er nicht wieder in Ordnung bringen konnte. Und es war allein seine Schuld gewesen.

Seine Hand umklammerte einen Pfeil. Die grüne Feder war zerrupft, der Schaft verbogen. Dieser Pfeil war das Einzige, was ihm von seiner geliebten Ardivia geblieben war. Lange hatte er um sie getrauert, doch hatte er sich nicht mit ihrem Tod abfinden können. In seinem Hochmut hatte er geglaubt, er hätte die Macht, sie ihrem Schicksal zu entreißen. Schließlich hatte auch er ein zweites Leben erhalten.

Wertlos erschien ihm dieses Leben nun, mehr Fluch als Geschenk. All das, wofür er in seinem ersten Leben so tapfer gekämpft hatte, hatte er durch seine Wiedergeburt zunichte gemacht. Der irrwitzigen Hoffnung wegen, etwas zu erlangen, das kein Sterblicher jemals erlangen würde. Der Liebe wegen.

Seine Hand verkrampfte sich. Ardivia war fort. Für immer. Hätte er sich dies in jenen lang vergangenen Tagen vor dem Sturm eingestanden, wäre er vielleicht nicht zum Werkzeug des Verhängnisses geworden.

Mit stumpfem Blick betrachtete er den Pfeil in seiner Hand. Plötzlich empfand er nur mehr Abscheu davor. Als trüge dieses Geschoss die Schuld an seinem Versagen. Mit einem kaum hörbaren Krachen zerbrach der Schaft. Der Mann schrie laut auf und warf die Bruchstücke ins aufgewühlte Meer. Einen Lidschlag noch war die grüne Feder auf einem Wellenberg zu sehen, ehe das Wasser sie mitsamt dem Rest des Pfeiles in die dunklen Tiefen hinab zog.

Schon im nächsten Augenblick bereute der Mann, was er getan hatte. Nicht der Pfeil, nicht dessen Besitzerin hatten das Übel über die Welt gebracht. Er war es gewesen. Er allein. Mit einem weiteren ohnmächtigen Schrei sank er gegen die Reling und schloss die Augen.

Stille und Dunkelheit umfingen ihn. Da waren sie wieder. Zwei Lichter, die in einem dunklen Veilchenblau inmitten einer bodenlosen Finsternis loderten. Keine Wärme strahlten sie aus, sondern eisige Kälte und unermesslichen Schmerz, vermischt mit Abscheu, Verachtung und Trauer.

Keuchend riss er die Augen auf und sah sich gehetzt um. Der Sturm tobte wie zuvor, die Seeleute eilten hin und her, der Schiffsführer brüllte Befehle. Die Finsternis war verschwunden, die alles verschlingenden Lichter erloschen.

Der Mann seufzte laut, ehe er versuchte, langsamer zu atmen, um sein pochendes Herz zu beruhigen. Die Wut des Sturmes, der um ihn herum tobte, half ihm seltsamerweise dabei. Inmitten der tosenden Wogen des Meeres fühlte er sich beinahe geborgen. Solange er nur nicht die Augen schloss. Dann nämlich würde dieser Schatten mit den hasserfüllten, kalten Lichtern wiederkehren. Höher als der höchste Baum würde er über ihm aufragen, gewaltiger als der gewaltigste Sturm, dunkler noch als die dunkelste Nacht. Dieser Schatten, den er auf die Welt losgelassen hatte.

»Naron?«, fragte eine schwache Stimme. »Was machst du hier draußen?« Die Stimme gehörte einem nicht übermäßig großen, aber sehr kräftigen Mann. Sein dunkles Haar hatte er hinter dem Kopf zusammengebunden, seine schmalen Augen verliehen seiner Erscheinung etwas Katzenhaftes. Unter einem kurzen, schmucklosen Waffenrock trug er ein langes Kettenhemd. Zwei Schwerter mit leicht gekrümmten Klingen hingen an seinem Gürtel.

Das Gesicht des Mannes hatte eine ungesunde grünliche Farbe angenommen. Als Angehöriger der Turndura, eines alt ehrwürdigen Kriegerordens des Volkes der Aurokanisa aus dem Lande Lau-Onn, war er es gewohnt auf geflügelten Ungeheuern durch die Luft zu reiten, doch mit der See konnte er

sich nicht anfreunden. Was wohl zum Teil daran lag, dass er nicht schwimmen konnte. Nicht, dass ihm diese Fähigkeit im Sturm irgendwie von Nutzen gewesen wäre.

»Ich denke nach, Dalor«, antwortete Naron düster. »Wie geht es deiner Schwester?«

Dalor schüttelte traurig den Kopf. »Unverändert schlecht«, erwiderte er betrübt. »Sagila ist wieder bei ihr. Sie hat mich weggeschickt ...«

Dalor-Nyos Zwillingsschwester Daren war im Kampf schwer verletzt worden. Sie war vom Hieb eines Curachs – eines Teufels aus der Zwischenwelt – getroffen worden. Dem zum Trotz hatte sie als Letzte Widerstand geleistet, als alle anderen bereits darniedergelegen hatten. Ihrer Abneigung gegen Sagila zum Trotz hatte sie dieser das Leben gerettet und dabei ihr eigenes in die Waagschale geworfen. Zwar waren Darens äußere Wunden nach vielen Tagen der Sorge bereits zum größten Teil verheilt, doch brannte seit mehr als einer Woche ein unerbittliches Fieber in ihrem Inneren, das durch nichts zu lindern war. Mittlerweile dämmerte sie nur noch zwischen Traum und Wirklichkeit dahin. Obwohl es niemand offen auszusprechen wagte, hatten die meisten auf dem Schiff sie bereits aufgegeben.

»Das ist alles meine Schuld ...«, murmelte Naron.

Es war seine Gutgläubigkeit gewesen, die nicht nur ihn selbst, sondern auch seine Gefährten in die Fänge des Unheils getrieben hatte. Er hatte den Feind an seiner Seite nicht als solchen erkannt. Daren dagegen hatte den Sänger mit der süßen Stimme und den eiskalten Augen nie gemocht. Ob sie wohl geahnt hatte, dass sich hinter dem Namen Saphyros niemand anderes verbarg als der grausame Horonchor? Wohl eher nicht. Ihr Misstrauen war ihrer grundsätzlichen Abneigung gegen Sänger und Spielleute aller Art entsprungen. Dieses eine Mal nur waren ihre Vorurteile gerechtfertigt gewesen.

Doch war Horonchor mit all seiner Tücke und Macht nur ein geringes Übel. Er mochte Könige wie Spielsteine auf einem Tisch hin und herschieben, aus dem Schatten heraus Heere finsterer Geschöpfe befehligen und mit der Kraft von Teufeln

große Macht erlangt haben. So mächtig er aber auch sein mochte, er blieb ein Mensch und damit sterblich.

Dieses neue Übel hatte diesen Fehler nicht. Es war ein Gott, kein jämmerlicher Sterblicher. Seine Macht war unvorstellbar groß, sein Leben währte ewig. Über zwei Jahrtausende war es gefangen gewesen, angekettet zwischen zwei Welten, um beide vor seinem verderblichen Einfluss zu bewahren. Mit Narons Hilfe hatte Horonchor diesen Gott aus seinem Gefängnis befreit. Dass Naron das Gegenteil bewirken wollte, war unbedeutend. Voréos, der Herr der Finsternis, war frei.

Siebzehn Tage waren seither vergangen. Naron wusste nicht, weshalb er noch am Leben war. Er erinnerte sich nur zu gut daran, wie sich die Sonne verdunkelt hatte und Voréos vom Himmel gestiegen war. Immer noch hallte das Lied in seinen Ohren wider, das Horonchor gesungen hatte. Dutzende Schatten hatten sich daraufhin auf den Felsen der Insel des Endes niedergelassen – Horonchors Untergebene waren auf ihren geflügelten Ungeheuern gekommen, um der Ankunft ihres Herrn beizuwohnen. Naron und dessen Gefährten waren für sie von keinerlei Bedeutung gewesen, als sie ihre Stimmen erhoben hatten, um ihren Herrn zu lobpreisen, der zu ihnen herabgestiegen war.

Inmitten dieser Finsternis war Laralmar aufgetaucht. Still und leise wie ein weiterer Schatten war er zwischen den Dienern des Feindes umgegangen, hatte Naron aus dessen entsetzter Erstarrung gelöst, Lurano und Dalor ebenso. Der Turndura hatte sich sogleich der bewusstlosen Daren angenommen, Naron dagegen hatte die ohnmächtige Sagila getragen. Während die Anhänger der Finsternis ihrem Herrn gehuldigt hatten, hatten deren Widersacher die Flucht ergriffen. Niemand hatte sie daran gehindert. Sie hatten ihren Zweck erfüllt und waren nunmehr unwichtig gewesen.

Unter dem hoch aufragenden Schatten des Herrn der Finsternis hatten Naron und seine Gefährten auf die *Gischtrose* übersetzt, wie die Besatzung das Schiff mittlerweile benannt hatte. Laralmar war auf der Insel zurückgeblieben, um sich dem Feind zu stellen. Eilig hatten die Seeleute daraufhin die

Segel gesetzt, nur um sich inmitten einer Hölle aus Feuer und Blut wiederzufinden. Brennende Schiffe waren zwischen Trümmern und Leichen auf dem Meer getrieben, während die Luft erfüllt von Waffenlärm und den Schreien Sterbender gewesen war.

Wie Naron später erfahren hatte, hatten sich Horonchors Verbündete schon seit Wochen in Nyktaven versammelt, um die Wiederkehr des Herrn der Finsternis vorzubereiten. Einer von ihnen war Wenalth gewesen, der Bruder Ighnirs, des Fürsten von Lewinien. In Vorfreude auf das bevorstehende Ereignis hatte sich dieser in einem blutigen Aufstand gegen den Fürsten erhoben.

Nun hatte das Meer in Flammen gestanden, die Schlacht Naron und seine Gefährten vom Hafen abgeschnitten, während Voréos' finstere Schattengestalt immer noch über der Insel hinter ihnen aufgeragt hatte. Die Furcht und Verzweiflung an Bord der *Gischtrose* waren mit jedem Augenblick gewachsen. Irgendjemand hatte dann vorgeschlagen, die Flucht nach Süden anzutreten, wo das offene Meer scheinbar die einzige Möglichkeit geboten hatte, dem allumfassenden Verhängnis zu entgehen. Orvur, der Schiffsführer, hatte diesen Vorschlag angenommen ohne zu zögern. So hatten sie die Segel nach Süden gesetzt, um einen der Häfen von Havalan anzulaufen.

Und tatsächlich hatten sie das offene Meer erreicht. Dort hatte sich Lurano der Verletzten angenommen. Damals war Daren noch hin und wieder bei vollem Bewusstsein gewesen und hatte den Almar mit schwacher Stimme dafür verflucht, dass er so spät gekommen war. Die Nacht hatte dann den Sturm gebracht, der nun seit siebzehn Tagen ohne Unterbrechung wütete. Wie ein Blatt im Herbstwind hatte das Unwetter die *Gischtrose* immer weiter auf das Meer hinausgetrieben. Bald hatte nicht einmal der alte Orvur zu sagen gewusst, wo diese Reise enden würde.

»Lass uns unter Deck gehen, bevor wir von Bord gespült werden!«, rief Dalor durch das Tosen des Sturmes. Wohl nicht zum ersten Mal an diesem Tag hatte sich der mächtige Krieger

ins Meer übergeben. Das Schaukeln des Schiffes bekam ihm wahrlich nicht gut.

Naron zuckte gleichgültig mit den Schultern. Ob an Deck oder darunter, überall herrschte die Dunkelheit. Sein Blick wanderte vom aufgewühlten Meer zum grauen Himmel hinauf. Es hätte ihn vielleicht ein wenig aufgemuntert, Land zu sehen, doch da war nichts weiter als wirbelndes Wasser und salzige Gischt. Im Grunde machte dies jedoch kaum einen Unterschied. Kein Land und kein Gewässer dieser Welt hätten es vermocht, seine Trauer und Verzweiflung zu lindern.

»Lass uns nach unten gehen!«, bat ihn Dalor ein weiteres Mal inständig. Der Aurokanisa klammerte sich mit beiden Händen an die Reling, um nicht über Bord zu gehen. »Oder willst du, dass das Meer dich holt? Wir brauchen dich hier ...«

Brauchen? Wofür? Dies fragte sich Naron. Um zu entscheiden, wie es weitergehen sollte? Weshalb sollte dies seine Entscheidung sein? Immer wieder fragte man ihn um seinen Rat. Selbst Orvur vertraute seinem Urteilsvermögen. Heimlich und ohne sein Zutun schien man ihn zum Anführer ernannt zu haben. Alle schienen vergessen zu haben, dass er es gewesen war, der seine Gefährten, ja, die ganze Welt in den Untergang geführt hatte.

Wie hatte er sich nur jemals dazu hinreißen lassen können, eine derartige Verantwortung zu übernehmen? Für seinen Hochmut hatten andere einen bitteren Preis bezahlen müssen. Er wollte dies nicht noch einmal erleben. Er wollte keinen Fehler mehr machen. Er wollte kein Anführer sein. Er wollte einfach nur allein sein.

Da er jedoch wusste, dass Dalor nicht ohne ihn gehen würde, gab er den Bitten des Turndura schließlich nach. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg zum Unterdeck – kein leichtes Unterfangen auf dem beständig schwankenden Boden des Schiffes. Doch Naron hatte sich bereits an den starken Seegang gewöhnt. Ohne zu stolpern oder auszurutschen ging er geradewegs auf die Tür zu, die sich am Aufbau auf dem Hinterdeck der *Gischtrose* befand. Seelenruhig umrundete er den bedrohlich schwankenden Mast, während er beobachtete, wie Dalor

sich bemühte, ihm entlang der Reling zu folgen. Einmal blieb der Turndura stehen, um sich erneut zu übergeben.

Armer Kerl, dachte Naron. Er selbst spürte nicht das geringste Kribbeln im Magen. War ihm bei der Überfahrt zur Insel des Endes noch ein wenig übel geworden, fühlte er sich nun so, als hätte er sein ganzes Leben an Bord eines Schiffes verbracht. Seiner Herkunft wegen lag ihm die Seefahrt wohl im Blut.

An der Tür angekommen wartete er, bis Dalor zu ihm aufgeschlossen hatte. Gemeinsam traten die beiden dann ins Trockene. Nach dem Tosen des Sturmes erschien es Naron hier unten im Bauch des Schiffes beinahe unheimlich ruhig. Der Gang vor ihm war schmal und nur schwach erleuchtet. Der langgezogene Raum, der dahinter lag, beherbergte einen großen Tisch, an dem die Mannschaft für gewöhnlich ihre Mahlzeiten zu sich nahm. Nun war dort jedoch niemand außer einem in einen bläulichen Umhang gehüllten Mann. Jugendlich wirkte dessen Gesicht – faltenlos und bartlos, wie es war. Ein seltsamer, beinahe überirdischer Schimmer ging davon aus. Die Augen des Mannes waren geschlossen. Auf seinem Schoß lag ein silberner Anhänger in der Gestalt eines sich aufbauenden Drachen.

Lurano blickte auf, als Naron und Dalor eintraten. Naron hatte seinen Freund noch nie so niedergeschlagen gesehen. Auch Lurano gab sich die Schuld an dem, was geschehen war. Es war sein Blut gewesen, das den Herrn der Finsternis befreit hatte. Das reine Blut Almarions, nicht von Mord und Totschlag besudelt, hatte das Siegel gelöst. Wengleich Lurano an unzähligen Gefechten beteiligt gewesen war, hatte er kein einziges Mal zum tödlichen Schlag ausgeholt. Stets hatte er sein Geschick und sein Wissen um die Heiligen Künste dazu benutzt, seine Feinde ohne Blutvergießen niederzuringen. Diese Tugend war ihm zum Verhängnis geworden.

Nun hatte Lurano die linke Hand zur Faust geballt. Es war jene Hand, die Horonchor aufgeritzt hatte, um das Opfer zu bringen. Obwohl dies nun schon siebzehn Tage her war, tropfte Blut auf den Boden. Nicht etwa, weil die Klinge, die

Horonchor verwendet hatte, vergiftet gewesen war – Almári wie Lurano verfügten über so gewaltige Selbstheilungskräfte, dass nur die wenigsten Gifte Wirkung bei ihnen gezeigt hätten. Naron hatte gesehen, wie Lurano selbst die Wunde wieder und wieder geöffnet hatte. Es war seine Art Buße für das zu tun, was er angerichtet hatte. Für das, was er nicht verhindern hatte können.

Als Dalor das Blut sah, verengten sich seine Augen. War er einen Augenblick zuvor scheinbar zu schwach gewesen, um einigermaßen aufrecht gehen zu können, verlieh ihm die Wut nun Kraft. »Was, bei Warazaki und Rahasha, machst du da?«, knurrte er verärgert, indem er Luranos Arm ergriff und die blutende Hand hochzog. Die aufgebrochene Narbe sah schrecklich aus.

»Du bist ein solcher Narr, Zauberer!«, fauchte Dalor. »Was willst du damit bewirken, dass du dich selbst verstümmelst? Denkst du, du wirst alles ungeschehen machen, wenn du nur genügend von deinem eigenen Blut vergießt?«

»Ich ... Ich ...«, stammelte Lurano. Er schien kurz davor zu sein, in Tränen auszubrechen. Dass dieses Häufchen Elend einst ein bei Königen und Fürsten hoch geachteter Almar gewesen war, war kaum vorstellbar. Beinahe hatte Naron Mitleid mit ihm.

»Wie oft musst du noch hören, dass du keine Schuld an dieser Sache trägst?«, fuhr Dalor ihn an. »Niemand trägt Schuld daran, außer diesem fünfmal verfluchten Sänger! Woher hättest du denn wissen sollen, dass dein Blut das Siegel lösen würde?«

»Die Offenbarung ...«, murmelte Lurano. »Ich hätte sie verstehen müssen ...«

»Niemand verstand diese verfluchte Offenbarung«, schnaubte Dalor.

»Malvios verstand sie«, hielt Lurano dagegen.

»Mag sein«, gab Dalor zerknirscht zu. »Dennoch trifft dich keinerlei Schuld.«

»Ich hätte ihn durchschauen müssen«, murmelte Lurano bestimmt. »In Ronarsal schon. All diese Heimlichtuerei ...«

»Er täuschte auch uns«, erwiderte Dalor düster.

»Er war mein Bruder«, sagte Lurano. »Ich kannte ihn besser als jeder andere. Und selbst wenn ... Ich hätte ihn aufhalten müssen. All meine Ausbildung, all meine Kraft. Wozu das alles? Ich war ihm unterlegen, mit all meinem Wissen und Geschick ...«

»Was bringt dir Kraft, wenn du nicht bereit dazu bist, sie einzusetzen?«, mischte sich Naron ein. Es ärgerte ihn ein wenig, dass Lurano sich schuldig fühlte, wo doch er allein die Schuld an all dem Übel trug. »Wie hättest du gegen Horonchor bestehen können, wenn du nicht bereit warst, ihm mit allem entgegentreten, was du hast? Sieh es endlich ein: Dieser Mann ist nicht mehr dein Bruder. Er ist genauso ein Teufel wie die, die in seinem Inneren leben ...«

»Selbst wenn ...«, murmelte Lurano. Er betastete die blutige Narbe. »Ich bin zu schwach ... Meine Kraft reicht nicht aus ... Welchen Zweck hat mein Dasein noch, wenn ich ihn nicht aufhalten kann?« Blut tropfte auf den Anhänger auf seinem Schoß. Beinahe schien es, als würde der silberne Drache den Lebenssaft in sich aufsaugen.

»Wenn du zu Boden stürzt, bleibst du dann einfach liegen?«, schrie Dalor den Almar an, indem er erneut dessen Arm packte. »Nimm dir ein Beispiel an Naron! Wie oft ist er gestürzt, in diesen letzten Wochen? Hielt ihn dies etwa davon ab, weiterzumachen?«

Naron starrte angestrengt in das flackernde Licht einer Laterne, die über dem Tisch hing. Wieder einmal wurde er als leuchtendes Vorbild herangezogen. Hätten die anderen gewusst, was ihn tief in seinem Inneren bewegte, hätten sie auch dann noch zu ihm aufgeblickt? Er wollte niemandem als Beispiel dienen. Zugleich sehnte er sich nach jemandem, dessen Führung er sich anvertrauen hätte können. Doch da war niemand.

Als die *Gischtrose* von einer weiteren, starken Welle erschüttert wurde, verlor Dalor, der eben noch Luranos Arm gepackt hatte, das Gleichgewicht und landete auf einer der Sitzbänke. Sein Gesicht hatte wieder eine kränklich grüne Farbe ange-

nommen. Naron hielt sich an einem herabhängenden Seil fest, Lurano schien die Erschütterung gar nicht wahrgenommen zu haben.

Als das Schaukeln ein wenig nachgelassen hatte, erklangen Schritte auf dem Gang. Eine junge Frau mit haselnussbraunem Haar betrat den Raum. Zierlich wirkte sie in ihrer grünen Jagdkleidung. Dunkle Ringe unter ihren smaragdgrünen Augen verrieten, dass sie in den letzten Tagen nicht sonderlich viel geschlafen hatte.

»Wie geht es meiner Schwester, Fenisa-Sagila?«, fragte Dalor, während er sich mit bleichem Gesicht am Tisch festhielt, als fürchtete er, erneut zu stürzen.

Sagila schüttelte langsam den Kopf. »Unverändert schlecht«, erwiderte sie. »Sie ist eben wieder eingeschlafen.« Sie blickte niedergeschlagen in die Runde. »Doch sie wird überleben, sie muss überleben. Ich werde nicht zulassen, dass sie stirbt. Sie darf nicht sterben. Nicht, solange ich meine Schuld bei ihr nicht beglichen habe ...«

»Es gibt Dinge, die nicht in unserer Macht stehen«, murmelte Lurano düster.

Ingeheim stimmte Naron ihm zu. Wie die anderen hatte auch er sein Möglichstes getan, um Daren zu helfen. Doch mit seinem beinahe lächerlichen Wissen um die Heilkunst hatte er nicht sonderlich viel ausrichten können. Zumal es auf dem Meer keinerlei Heilkräuter gab.

»Anstatt hier herumzusitzen und dein eigenes Blut zu vergießen, solltest du gehen und nachsehen, ob du nicht irgendetwas für Daren tun kannst«, fuhr Dalor den Almar an. Der Turndura wusste nur zu gut, dass Lurano bereits alles versucht hatte. Doch wie alle anderen auch brauchte der Almar eine Beschäftigung, die ihn von seinem eigenen Elend ablenken würde.

»Ein wahrer Meister der Heiligen Künste vermag es sogar abgetrennte Gliedmaßen wiederherzustellen, heißt es in manchen Schriften«, murmelte Lurano. »Doch bin ich nichts weiter als ein armseliger Schüler, der nichts um das wahre Wesen der

Kräfte weiß. Dennoch werde ich tun, was ich kann. Das bin ich Daren wohl schuldig ...«

»Das sind wir ihr schuldig«, verbesserte ihn Dalor. »Wir alle. Ohne ihren mutigen Einsatz wären wir nicht mehr am Leben. Wenn ich doch nur schneller gewesen wäre ...«

»Dann würdest du womöglich nun neben ihr liegen«, meinte Lurano griesgrämig. Dennoch erhob er sich und trottete davon.

Sagila nahm seinen Platz am Tisch ein. So erschöpft sie auch wirkte, strahlte sie zugleich eine unglaubliche Stärke aus. Mehr als die meisten anderen auf diesem Schiff. Auf jeden Fall mehr als die beiden Männer in diesem Raum. Dalor gab sich zwar alle Mühe stark zu wirken, doch der Zustand seiner Schwester und seine eigene Seekrankheit machten ihm schwer zu schaffen. Sagila war die Einzige, die wirklich kämpfte. Sie hatte auch allen Grund dazu.

Horonchor hatte ihren Bruder Rarinos einem mächtigen Zauberbann unterworfen. Davon angetrieben hatte Rarinos seinen eigenen Vater getötet und die Macht in Vanrania an sich gerissen. Während sich alle anderen mit Rarinos' Verrat abgefunden und ihn zum Feind erklärt hatten, hatte Sagila es sich in den Kopf gesetzt, ihren Bruder von dem Bann zu befreien. Aus diesem Grund hatte Luranos Lehrmeister Laralmar sie auf die Suche nach der Träne der Götter geschickt, einem mächtigen Gegenstand, der ihr dies ermöglichen mochte. Wenngleich sie nicht wusste, wohin ihr Weg sie führen würde, schien Sagila doch fest davon überzeugt zu sein, ihr Ziel erreichen zu können.

Auch sie hatte große Opfer bringen müssen. Ihre Gefühle für Rexian, den König von Erbarior, waren für jeden, der Augen im Kopf hatte, offensichtlich gewesen. Dennoch hatte sie sich um ihres Bruders Willen vom König abgewandt. Aus der behüteten Prinzessin von Vanrania war eine tapfere Kriegerin geworden. Sie kämpfte ihre stille Schlacht, ohne das Ziel aus den Augen zu verlieren. Im Gegensatz zu Naron hatte sie noch nicht den Mut verloren. Die Liebe zu ihrer Familie gab ihr Kraft.

Wofür hätte aber Naron kämpfen sollen? Für seine Familie? Seine Eltern hatte er nie kennengelernt. Seine Mutter war tot, sein Vater vermutlich ebenso. Die einzige Familie, die er je gehabt hatte, war sein Ziehvater und dieser hatte es nicht nötig, dass man für ihn kämpfte. Für die Liebe? Auch Ardivia war tot. Und er war immer noch hier. Von den Göttern mit einem zweiten Leben beschenkt, das er nicht verdient hatte.

Oft hatte er sich in den letzten Tagen nach dem Totenreich gesehnt. Weshalb hatte er Ardivia eigentlich von dort zurückholen wollen, wenn es doch so viel einfacher war, sich zu ihr zu gesellen? Und doch erschien ihm dieser Gedanke falsch. Es stand ihm nicht zu, dieses zweite Leben wegzuworfen. So trieb er also verloren auf einem Schiff über das Meer, einem Dasein verfallen, in dem alle seine Bestrebungen zum Scheitern verurteilt waren. Womöglich war eben dies eine angemessene Strafe für seinen Hochmut.

Das Heulen des Sturmes wurde stärker, als jemand die Tür nach draußen öffnete. Ein salziger Luftzug strömte in den stickigen Raum, als ein völlig durchnässter Seemann hereinstolperte.

»Meister Naron! Meister Naron!«, rief er. Seine geflochtenen Haare, die ihm in nassen Strähnen ins Gesicht hingen, schränkten seine Sicht stark ein.

»Was ist los, Maddím?«, fragte Naron.

»Orvur will mit Euch sprechen«, sagte der junge Seemann.

Naron seufzte. Er hoffte, dass der Schiffsführer nicht seinen Rat in irgendeiner Sache einholen wollte. Darüber hinaus war er jedoch froh, Dalors und Sagilas Gegenwart entkommen zu können. So folgte er Maddím nach draußen.

Der Himmel war merklich heller geworden. Sturm und Regen hatten ein wenig nachgelassen. Orvur hatte das Steuerrad seiner Stellvertreterin Maëla überlassen, die sich nun sichtlich damit abmühte. Der Schiffsführer selbst blickte vom Hinterdeck von der Reling der Backbordseite aus nachdenklich ins Meer hinab.

»Da!«, rief Orvur, als Naron sich zu ihm stellte. Narons Blick folgte dem ausgestreckten Arm des alten Seefahrers. Zwischen

den Wellenbergen trieben ein halbes Dutzend dunkler Umrisse im Wasser. Aus der Ferne war schwer zu sagen, worum es sich dabei handelte, doch glaubte Naron lange gebogene Hörner wie die eines Steinbockes aus dem Wasser ragen zu sehen,

»Was ist das?«, fragte er Orvur verwirrt. »Irgendein Seeungeheuer?«

Orvur schüttelte den Kopf. »Ziegenfische«, murmelte er.

Dies schien wohl irgendeine Bedeutung zu haben, die Naron nicht nachvollziehen konnte. Deshalb hakte er nach. »Habt Ihr mich deshalb rufen lassen?«

Orvur nickte. »Ziegenfische sind im Inneren Meer recht selten. Eigentlich kommen sie nördlich von Orenoch nur an der Küste von Anotur vor ...«

»Und das heißt ...?«, wollte Naron wissen, der keine Lust auf Ratespiele hatte.

»Ich kann mich irren, aber ich glaube, wir nähern uns Anotur.« Orvur wirkte zugleich aufgeregt und verunsichert. »So gerne ich die Heimat auch wiedersehen würde, hoffe ich, dass ich mich irre.«

»Wegen des Teufels der Tiefe?«, fragte Naron.

Der alte Seemann nickte. Der Teufel der Tiefe war ein Seeungeheuer, das Orvur allzu oft erwähnte. Es trieb seit Jahrzehnten in den Gewässern vor der Küste von Anotur sein Unwesen und sorgte dafür, dass kein Schiff die südlichen Gestade erreichen konnte. Neben vielen anderen waren ihm auch der König von Anotur und dessen Kinder zum Opfer gefallen. Es sei denn ... Eine seltsame Ahnung beschäftigte Naron schon, seit er diese Geschichte zum ersten Mal gehört hatte. Doch er gestattete es sich nicht, diesen Gedanken zu Ende zu führen. Zumal dies in ihrer augenblicklichen Lage nicht wirklich von Bedeutung war.

Neugierig näherten sich die Ziegenfische der *Gischtrose*. Einer sprang sogar aus dem Meer, sodass Naron ihn näher betrachten konnte. Das Geschöpf sah tatsächlich ein wenig wie eine Kreuzung aus Ziege und Fisch aus. Nach einer Weile verschwand es mit seinen Artgenossen wieder in den Tiefen des Meeres.